

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Vive le Roi!
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576418>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



An der Grenze. Kopfleiste von Evert van Muyden.

— ❧ — Vive le Roi! ❧ —

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman aus den Vendeerkriegen von Isabelle Kaiser.

Vierzehntes Kapitel. Miserere nostri, Domine ...



Es schneite ...

Pia eilte vor sich hin in dumpfer Verwirrung und schleppte Didier mit sich.

Oh, ein Obdach, eine Höhle, wo der Schall der Musketen, das Wehgeheul der Ermordeten, das Schreien der Flüchtlinge sie nicht mehr erreichen konnten!

Die weiße bretonische Ebene dehnte sich in unabsehbare Weite, von dunkeln Teibern bedeckt.

Sie lief, in wahnstünniger Hast, stumpfsinnig vor Grauen, kehrte wieder um, fiel in die Gräben, wo die dünne Eisdecke unter ihr brach. Sie war allein.

Von den Felbern von Savenay drang noch das dumpfe Stöhnen des niedergemerkelten Heeres zu ihr herauf.

Sie hoffte nicht mehr auf Rettung, nur auf eine mildere Todesart als die ihrer ermordeten Brüder. So viele Feinde hezten sie: die höllischen Kolonnen Turreau's, der mörderische Winter, die lauernde Krankheit in Didiers erloschenen Augen und bitterste Verlassenheit in einem fremden feindseligen Lande!

Sie blickte zum Himmel auf, der stumm und tief niederhing, mit bleiernem Gewölk so dicht überhangen, daß jede Verbindung mit der Erde abgesperrt schien.

Es schneite ...

Sie litten furchtbar unter der Kälte, ihre nackten Füße steckten in schlechten Pantoffeln, die eine Bretonin ihr zugeworfen; sie trug einen zerklümpften Rock und ein Stück Tuch mit Schnüren um den Hals gebunden.

Didier war mit einem Hirtenfell bedeckt, der seidene Lilienfetzen war wie eine Kapuze um sein Haupt gewunden, und der gebrochene Schaft der Fahne, die seine starren Händchen umklammerten, diente ihm als Stab.

Pia stolperte und fiel in den Schnee.

Ein Schreckenschrei erstarb auf ihren Lippen, und mit einem Sprung schnellte sie wieder empor.

Eine steife Hand hatte sich in den Falten ihres Kleides verfangen, die Hand eines schlecht begrabenen Toten, die, an ein welkes Grasbüschel geklammert, sich noch bemühte, aus dem Grabe zu langen.

Die junge Frau, von Schrecken festgebannt, sah, daß einer der Finger, von einem groben Bauernring umspannt, sich gen Himmel erhob mit der Gebärde schauerlicher Anklage, die der Tod versteinert hatte.

Pia widerstand der stummen Aufforderung dieser Hand, die sie in ihre Ruhe zu locken schien; sie kämpfte gegen die Ermattung, die sie niederzuzwingen drohte.

Sie hatte nur noch einen Wunsch: schlafen ... schlafen ... auf dem Schnee ... irgendwo, wo er nicht rot war ... schlafen, indem sie Didier auf ihrer Brust in Schlummer wiegte.

Der Wind, der von der Bucht von Pembroz blies, peitschte ihnen die scharfen Nadeln des Frostes ins Gesicht.

Man hörte das ferne Stöhnen der Wellen.

Didier, bis aufs äußerste erschöpft, ließ sich zu Boden sinken. Er weinte nicht. Er hatte es längst verlernt im Lauf dieses Krieges; aber seine Augen schlossen sich mit einer stummen Verwahrung.

Pia schrie nach Hilfe.

Kein Echo stieg von der weißen Wüste auf.

Sie hob das Kind, das so schwer auf ihrer eigenen Schwachheit lastete, auf ihre Arme und eilte wieder vor sich hin.

Ein Weiler mußte in der Nähe sein.

Eine Kuh, die aus einer brennenden Meierei entflohen

war, sprang furchtsam umher. Beim Anblick der kläglichen Gruppe stemmte sie sich auf die Hinterfüße in verteidigender Haltung. Pia wagte einige losende Zurufe, um das Tier, das ihr vielleicht einen Tropfen Milch für Didier spenden konnte, herbeizulocken. Aber das elende Tier, dessen Rippen das gespannte Fell sichtbar durchbohrten, schlug aus bei ihrem Nahen. Mit einem wilden Sprung jagte es gegen den Horizont, und seine leeren Zügel baumelten kläglich über die erstorbene Weide.

Pia vernahm lange noch das Wehgebrüll im Schweigen der sinkenden Nacht.

Sie lief weiter . . . Sie hoffte auf ein Haus . . . einen Stall . . . eine Zuflucht gegen die weißen Pfeile, die Didier durchbohrten.

Am Waldsaum erblickte sie ein Bauerngehöft und klopfte an der Thüre mit verzweifelnder Reckheit.

Man öffnete nicht; aber Schimpfworte hagelten über sie nieder.

„Holla, Brigande, packe dich, schlüpf' in einen Heuschaber und verreck; aber jag' uns nicht die ‚Blauen‘ auf den Rücken!“

Sie hörte die Hunde bellen, hezende Zurufe . . . Sie stürzte nach dem Walde hin mit vorgebeugtem Kopf.

Da sank die Nacht mitleidig hernieder; die Nacht, die die Menschen barmherziger stimmt, die furchtsamen Menschen, die davor zittern, daß der Tag es sehe, wie sie armen „Briganten“ Zuflucht gewähren.

Im tiefsten Dunkel wagte sie sich wieder an eine Behausung heran, deren zitterndes Lichtlein sie zu rufen schien. Sie klopfte an die Scheibe. „Habt Mitleid mit einer schwangern Frau und einem sterbenden Kinde . . . Mitleid!“ flehte sie mit bebender Stimme.

Ein Bauer hob vorstichtig seinen Rienspan.

„Ach, arme Brigande!“ knurrte er sie an. „Sie müssen wahrlich nicht draußen zu Grunde gehen . . . eine Heidenacht . . . Treten Sie ein!“

„Nein, nicht hier . . .“ sagte er und schob sie zurück. „Sie wären nicht sicher . . . eine Patrouille der ‚Blauen‘ ist vorhin durchs Dorf gezogen und durchsucht die Häuser. Folgen Sie mir . . . ich werde Sie im Heu verbergen, das Vieh wird Sie erwärmen.“

Er führte sie in den nahen Stall.

Pia glaubte zu versinken, als die gute Wärme sie wie eine Lieblosung umhüllte, und blitzartig durchzuckte eine Erinnerung früherer Zeiten ihren Geist.

Ja, sie erinnerte sich, dieselbe Empfindung gehabt zu haben in Versailles, an einem Wintertag, als sie mit Michael von einer Schlittenpartie durch den Park zurückkehrend, bebend vor Kälte, in eines der königlichen Treibhäuser voll Palmen und tropischer Blumen geführt worden war . . .

Und heute . . .

Niemals war ihr eine Gastfreundschaft lockender erschienen.

Der Mann kehrte bald zurück mit einem Topf von Schwarzkornbrei und einer Schale saurer Milch. Pia aß gierig; aber Didier verschmähte jede Nahrung. Ein heftiges Fieber durchglühte ihn, und Schauer um Schauer schüttelten seinen Leib.

Die Mutter bereitete ihm eine Krippe aus Stroh, legte sich neben ihm nieder und hielt ihn in den Armen.

Jetzt konnten sie zusammen sterben, sie waren vor Wölfen und Menschen geschützt, . . . sie mußte wahrlich nicht mehr, vor welchen sie am meisten geflohen war in der schneeigen Heide . . .

Die Nacht ging hin . . .

Man vernahm nichts als nur das sanfte Brüllen der wachenden Ochsen, derweil die Kühe, auf ihrer Streu ausgestreckt, schwer atmeten.

Pia dachte nicht an Schlaf . . . quälende Angst drückte ihr schier das Herz ab. Das Kind sprach nicht mehr, stumpfsinnig vor Erschöpfung, sein Puls flog, und ein rauher Husten drang ihm aus der Brust und schüttelte es wie ein Laubblatt.

Ach, seit vielen Wochen hatten sie beide ein so fürchterliches Leben geführt! Seit dem unseligen Uebergang über die Loire lagen sie immer draußen im Regen, von den Novemberstürmen gezeißelt, schier ohne Nahrung. Wie oft hatte sie daran gedacht, sich von Didier zu trennen, ihn mildthätigen Bauern anzuvertrauen! Sie hatte ihnen Gold angeboten . . . niemand wollte das Kind nehmen. Ein Aristokratensohn würde ja ihr eigenes Leben gefährden. Die Furcht, daß er ins Findelhaus geschickt oder ermordet würde, hielt sie dann wieder von ihrem Plane ab, und sie trug ihn weiter mit sich fort, neuen Drangsalen entgegen.

Armer, kleiner Didier! Sie sah ihn noch auf seinem kleinen Bendeerpfers durch die Reihen traben, die Soldaten treuherzig ermunternd. Wie er das Banner liebte, das sie ihm anvertraut! Wie er wütende Thränen weinte, als man es ihnen nach Le Mans zerrissen, befleckt, unkenntlich wiederbrachte.

Nein, es war doch nicht möglich, daß er nun sterben sollte vom Tod der ermordeten Bendée, wie der Vater seiner Wunde erlegen, als er die Kunde von der Hinrichtung seiner Königin vernahm.

Sie versuchte zu beten.

Wie sie den Namen Jesus aussprach, erinnerte sie sich plötzlich, daß Weihnachten nahe war.

Sie suchte mühsam in ihrem Gedächtnis . . . Eine große Hoffnung ließ sie erbeben. Gestern, in Savenay, hatte sie sagen hören, es sei der dreiundzwanzigste Dezember.

Heute war also Heilige Nacht, und um Mitternacht würde der Erlöser auf Erden kommen . . . Wird er sie aus der höchsten Not retten, würde sein Reich auf Erden mit Dibiers Begnadigung beginnen? Weihnacht! Würde er noch den Weg nach Frankreich finden, war nicht Jesus wie sie ein Geächteter im entchristlichten Land, wo man seine Geburt im republikanischen Kalender verleugnete und totschwieg?

Es war nicht mehr Dezember, sondern Nivôse, es war nicht mehr „Noël“, sondern irgend eine „Sansculottide“; aus dem Fest des Erlösers war die Feier der öffentlichen Meinung geworden. Sie dachte an Bethlehems Krippe . . . Da lag ihr Sohn . . . und zwischen den Balken der Scheune sah sie einen Stern blinken . . .

Sie umflammerte Dibier: „Sieh, mein Kind, ein Stern . . . es scheint nicht mehr . . . und es ist Heilige Nacht . . . Weißt du, die leztjährige Weihnacht in Hauteroche, deine Schuhe im hohen Kamin . . . weißt du noch?“

Das Kind hob die Lider nicht auf. Es flüsterte nur scheu: „Ist die Schlacht vorbei, Mütterchen?“

„Gewiß, mein Liebling . . . Jesus ist geboren . . . Er bringt den Frieden . . .“

„Und Papa ist nicht zurückgekehrt, sag' . . . So schweigt doch still, wüßte Kanonen!“ rief er jäh wütend aus und schlug zornig auf das Stroh. „Es ist ja nicht Marie-Jeanne . . . und nicht der Ritter Jean-Jean . . .“

Das Kind fieberte . . .

Ja, wo war Ritter Jean, der immer über ihnen gewacht hatte seit Michaels Tod. Sie hatte ihn zum letzten Mal gesehen, wie er ein Geschütz richtete, um den Rückzug von Ancenis zu decken, als die Führer über die Loire fuhren, um eine letzte Hilfe im Bocage zu holen.

Nachher war der Zusammenbruch gekommen . . . und man hatte ihn wohl getötet.

Ein blökendes Schaf irrte im Stall umher und beschnupperte das Kind, dann legte es sich daneben auf das Stroh.

Es war so finster. Sie hatte das Haupt des Knaben auf ihren Arm gebettet und suchte ihn anzusehen im zitternden Scheine des Sternes; aber sie konnte seine Züge nicht unterscheiden.

Die Stunden schlichen wie Gespenster in der Finsternis.

War es noch Weihnachten? Gewiß hatten die hölzernen Kolonnen Jesus in seiner Krippe erwürgt!

Was Gedanken verwirrten sich. Das Kind lag schwer auf ihren Armen mit erstarrten Muskeln.

Sie hatte ihren Mund auf den seinigen gepreßt, um den letzten fliehenden Hauch nicht zu verspüren. Sie suchte ihm ihr eigenes Leben einzuhauchen . . .

Vergeblich!

Eine grauliche unheimliche Morgenhelle erschien sehr spät . . .

Der kleine aristokratische Hüter der Vendée war tot.

Pia stieß einen Schrei aus, der die Tiere aufweckte und sie jäh auf ihre Beine jagte, als gehe der Tod um und zwickte sie mit glühenden Zangen.

Das Schäflein fing kläglich zu blöken an.

Sie blickte um sich her, starr, als erwache sie aus einem fürchterlichen Traum. Was wollten diese Tiere, diese Umgebung?

Sie hatte soeben die Empfindung gehabt, als sei sie von Feinden umringt und als sei ein Schuß mitten durch ihr Herz gedrungen . . .

Dibier, ihr Einziger, gestorben!

Sie sank auf das Stroh . . .

Es war ihr, als sei das letzte Band, das sie noch an das Leben knüpfte, durchschnitten, und mit wilder Anklage blickte sie zum Himmel auf. Der Stern war erloschen.

Alles war hin!

In dieser Minute, wo menschliche Verzweiflung ihre Grenze erreichte, wurde dieser elenden Mutter eine göttliche Macht offenbart, die sie neben der Leiche ihres Erstgeborenen aufrichtete, das Herz durchbebt von der gebieterischen Hoffnung des ewig sich erneuernden Lebens.

Das der Zukunft geweihte Kind regte sich unter ihrem Herzen, und diese Verkündigung naher Mutterschaft erfüllte sie mit seltsamem, heiligem Vertrauen, als ob für sie über die blutenden Felder der Bretagne, über die gefolterte, zuckende Erde hin die Verheißung der Engel Judäas erklingen wäre: „Siehe, ich bringe euch eine gute Kunde . . .“

Als ob ihr am Sterbelager ihres Toten die geheimnisvolle Versicherung erblühe, daß der letzte Marquis von Hauteroche eines Tages wiederkehren würde, wenn der Friede wieder auf Erden herrschen würde.

Sie nahm den elenden Feszen der Fahne und hüllte ihn um den kleinen starren Körper des Hüters, dem alle Not der unsichern Zukunft fortan erspart blieb.

O, diese Fahne, die sie auf der sonnigen Terrasse ihres Schlosses gestickt in andächtiger Begeisterung! Diese Fahne, die mit Illusionen verwoben, mit Chimären gestickt wurde, als sie noch nichts von dem Greuel des Krieges wußte. Sie glaubte, diese Fahne sei berufen, im Wind der glorreichen Feste zu klatschen, dem König entgegenzuflattern und sich vor seinem Throne zu senken.

Sie war der barmherzige, über die Zukunft gebreitere Schleier; denn wahrlich, ihre Hände wären mitten in ihrer Arbeit erstarrt, hätte sie damals das Schicksal jenes Banners ahnen können! Jenes Banners, das sie auffauchzend aus ihrem bräutlichen Kleide schnitt und das als Bahrtuch ihres Söhnchens endete, nachdem es

auf der durchschossenen Stirne Michaels geruht und den Zusammenbruch der Partei erlebt hatte!

Ihre Verzweiflung löste sich in Thränen . . .

Didier hatte ja nicht mehr kalt, er hatte eine Zufluchtsstätte gefunden, daraus die ganze bewaffnete Republik ihn nicht vertreiben konnte . . . und dann . . . der kleine Abkomme der Kreuzritter hatte ein Ende, würdig seiner Rasse: er starb in seiner Fahne!

Es schneite . . . Zu Ende waren die Kämpfe der Vendée, die, einsam stehend inmitten feindlicher Bevölkerungen, so lange widerstand zwischen dem Riesen Frankreich, der über sie herfiel, und dem Koloss England, der nichts that, um den Keulenschlag abzuwehren.

Und dieses kleine Volk unterlag nur, gedrängt von drei Heeren, fünfzig Meilen weit vom heimatischen Boden, von Hunger gepeinigt, von Krankheit heimgesucht, derweil der Winter die Fegen des einen und die Mackerheit des andern mit eisigen Nuten peitschte. Es unterlag, weil es sich dem Reiche der Freiheit widersetzte; aber es errang sich die glorreiche Krone, weil es treu das Banner des Glaubens hochhielt, während der Sturm der Gottlosigkeit durch das wahnwitzige Frankreich wütete, und weil es sich heldenmütig weigerte, Gott aus dem Lande des heiligen Ludwig zu vertreiben!

Es schneite.

Die Vendée hatte sich im April erhoben, als das Korn dem Boden entsproß, der Aufstand brach mit den schwellenden Knospen aus, er wuchs wie der Wald und erhob die dichten Kerzen seiner zähen Triebe gen Himmel.

Die Vendée feierte ihre Blütezeit mit den Rosen von Fontenay und dem purpurnen Mohn von Savenay . . .

Die Ruhmesernte reifte mit dem Weizen in den Feldern von Coron und Torfou, und als die Aehren prangten, reif für die Scheune, da befahl Gott die große Mähd in der Heide von Chollet.

Der Herbst blies. Oktober heimste seine blutige Ernte im Weinberg ein. Gott richtete seine Rebe wieder auf in Laval, er beschnitt sie in Granville, riß sie aus dem Boden in Le Mans und warf sie ins Feuer in Savenay.

Und als der Dezemberschnee fiel, bedeckte er mit einem Leichentuch von reinen Lilien den starren Leib der toten Vendée . . .

Fünfzehntes Kapitel. Lübin der Knecht.

„He, Nicolette, habt Ihr die Tiere zur Tränke geführt?“

„Naja, Meister, die Mathurine gibt ihnen das

Futter. Ich aber bereite die ‚Houichepotte‘ zum Vesperbrot.“

„Dah, laßt das sein, die alte Godeberte wird es thun!“

Der Bauer blickte auf das junge Weib, das, zart und grazios, das Feuer am rauchigen Herd schürte.

Er war an ihre Gegenwart in der Hütte gewöhnt; aber es berührte ihn doch immer sonderbar, daß eine Marquise ihm die Suppe kochte, ihm, Cyprien Bachot!

Das störte seine Ideen sozialer Ordnung und wollte nicht in den Rahmen seiner Ehrfurcht für die althergebrachten Traditionen hineinpassen.

Seit zwei Monaten war Pia von Hauteroche Magd im Bauernhof der Bournalière.

Sie genoß in Wirklichkeit eine großmütige Gastfreundschaft, der Meister behandelte sie mit Achtung, stolz darüber, eine Vendeerin beschützen zu können.

Aber sie lebte in unaufhörlichen Qualen. Es verging keine Woche, ohne daß Patrouillen der „Blauen“ Hausfuchungen im Dorf vornahmen.

Das war für sie das Signal gefährlicherer Flucht durch Wälder und Felder. Der Bauer hatte ihr einen alten, vom Blitz ausgehöhlten Baum gewiesen, worin sie sich niedergleiten ließ wie in einer Rindenscheibe. Da verlebte sie Nächte voller Schrecken und Tage voller Qual.

War die Gegend wieder frei, so kam Mathurine, eine kleine Normännin, die auf dem Hof diente, sie abholen, und mit einer Birkenrute in der Hand, die Gänse vor sich hertreibend, kehrten beide in die Bournalière zurück.

Sie wagte kaum sich auszukleiden, um sich schlafen zu legen, und setzte sich nicht bei den Mahlzeiten, aus Furcht vor Ueberfällen.

An diesem Abend waren alle zum Vesperbrot versammelt und schöpften aus der gemeinsamen Schüssel.

Anwesend waren außer dem Bauer die alte Godeberte und ihr einfältiger Junge, der Simplicius, der zum Ramin gekauert seine Suppe auflappte wie ein großer Hund.

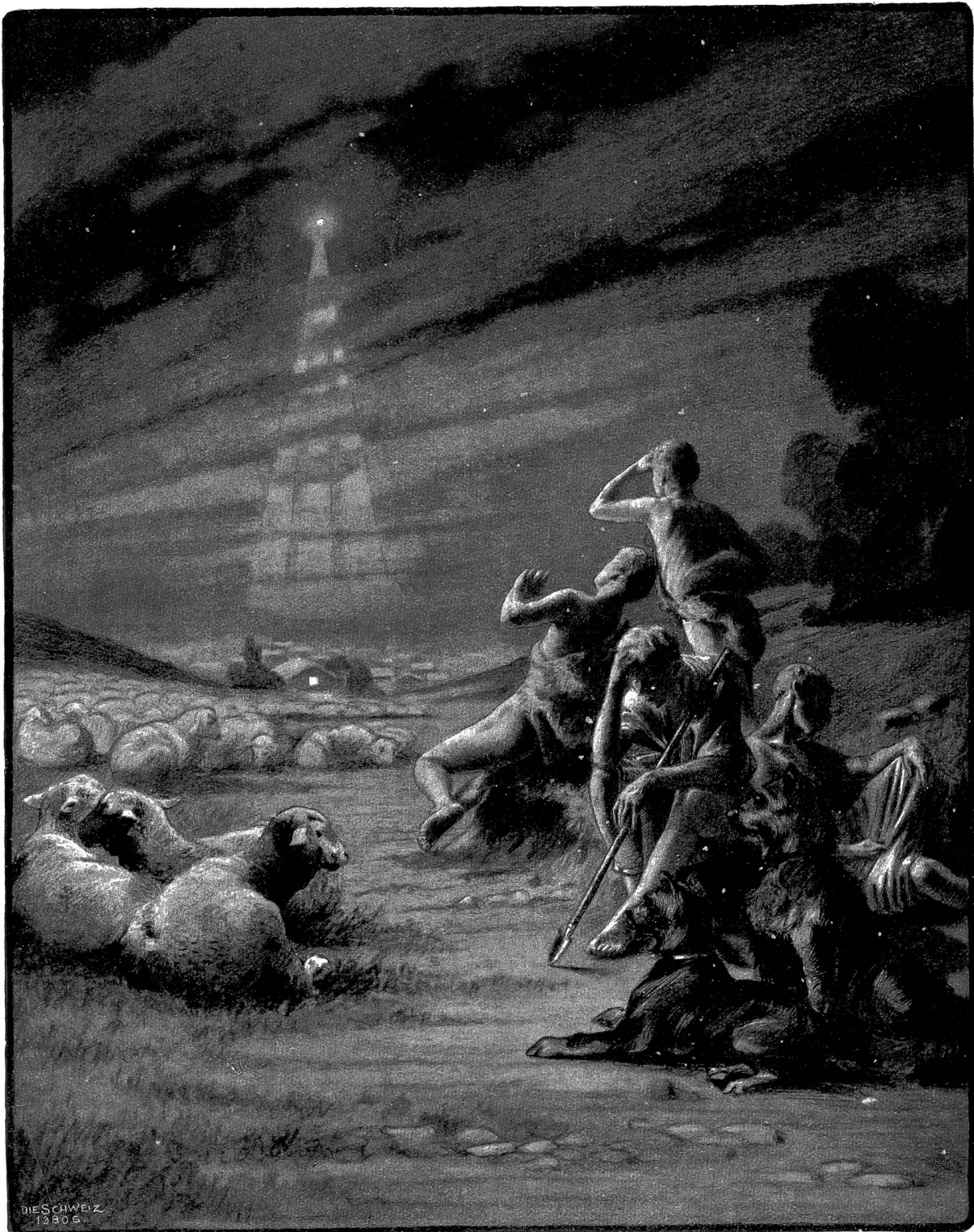
Dann die hübsche Mathurine, rotwangig wie ein normännischer Apfel, und die zwei Kinder des verwitweten Cyprien Bachot, Colinette und Robin.

Pia stand unter dem Ramindach und aß schweigsam.

Ein Stall grenzte an die Stube, und die heugefüllte Kufe nahm eine ganze Wand ein, so daß es aussah, als seien die Tiere zum Gastmahl des Herrn geladen. Und sie unterbrachen mit sanftem Brüllen das brütende Schweigen der Leute.

Plötzlich wurde die Thüre wie von einem Windstoß aufgerissen, und drei Männer drangen in die niedere Stube.

Es waren republikanische Dragoner, die in Prin-



DIE SCHWELZ
13305

Der Stern zu Bethlehlem.
Originalzeichnung von W. von Debschik in München.

quiaur in Garnison standen. Vachot kannte sie gut, er stand mit den „Blauen“ auf bestem Fuß, nahm an ihren Sitzungen im Wirtshaus teil, stellte sich oft trunken, um sich in ihre Pläne einzuschmuggeln, schimpfte auf die Briganten und die Aristokraten und schrie «Vive la nation!» bei jedem Schoppen Most.

Er galt für einen wütenden Demokraten, und dank dieser List hatte der verschmißte Bretoner Pia stets von allen Heßjagden rechtzeitig benachrichtigen können.

Diesen Abend jedoch traf sie diese Hausfuchung gänzlich unerwartet. Aber Vachot bekämpfte seine Verwirrung und beschloß, sich durch Reckheit aus der Patsche zu helfen.

Man hatte ohne Zweifel Verdacht geschöpft. Es galt, ihn auf glaubwürdige Art und Weise zu verschweigen, und das sollte geschehen . . . Foi de Vachot!

Er warf einen raschen Blick nach der Pseudo-Nicolette, die vor Schrecken den Löffel klirrend fallen ließ und weiß wie ein Linnentuch sich auf die Knie beugte, um ihr Antlitz zu verbergen.

„So tretet doch ein, Citoyens! Welch unverhoffter Wind treibt euch daher?“ rief er leutselig mit ausgestreckten Händen. „Tretet ein, wir werden eins zusammen trinken! . . . Heda! . . . Nicolette, hol' uns einen Krug Most, und du, Mathurine, bring' Licht, daß man sich in der Baracke umsehen kann . . . Auf die Streu mit den Kindern! Holla! Husch!“

Die Frauen wollten gehen; aber die Soldaten widersetzten sich. „Holla! Ihr hübschen Mädchen bleibt da!“

Einer der Dragoner blickte Pia forschend und keck ins Angesicht; dann wandte er sich zu seinen Kameraden, wiegte sich in den Hüften und frug leichtthin: „Ihr erlaubt, daß ich sie in den Keller begleite?“

Die andern lachten laut auf, „Haha! Immer galant, dieser verdammte Schäfer von Güdic!“

Pia erzitterte beim Klang dieses Namens. Sie hatte auf den ersten Blick Lübin le Güdic, ihren ehemaligen Knecht und Jäger in Hauteroche, erkannt und hegte nur die Hoffnung, von ihm in ihrem demütigen Magddienst unter der bretonischen Haube nicht erkannt zu werden.

Er schritt vor ihr her, nahm einen in der Mauer befestigten Kienspan und ging zur Mosttenne, wo die Fässer sich unter der niedern Wölbung aneinander reiheten.

Derweil sie sich bückte, den Krug in der Hand, hob er das Licht und sagte mit unterthäniger Höflichkeit: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen leuchte, Madame la Marquise!“

Sie schnellte empor wie gepeitscht.

Nun ja, sie war die Marquise von Hauteroche und würde es beweisen angesichts dieses verräterischen Knechtes,

der, von ihrer Familie mit Wohlthaten überhäuft, da kam wie ein Judas, sie dem Feinde auszuliefern!

Sie waren allein. Sie maß ihn mit Verachtung von der Sohle bis zum Scheitel.

„Ich bin Lübin le Güdic . . . Kennt mich Frau Marquise noch?“

„Ha! Ich sehe wohl, daß Sie ein Lakai sind und Ihre Schuld bezahlen wollen . . .“

Er that, als ob er sie nicht verstehe, nahm den Krug aus ihrer bebenden Hand, drehte den Hahn, und während der Most gurgelnd floß, sprach er mit ernster Eindringlichkeit: „Hört, wir haben ein Verhaftmandat gegen Euch . . . Ihr Ayl, sowie dasjenige der alten Godeberte, meiner Mutter, wurde uns durch einen fremden Flüchtling verraten. Meine Leute kennen Sie nicht; mir hat man die Mission, Sie zu verhaften, auferlegt, da man weiß, daß ich bei Ihnen diene. Man sucht Sie in der ganzen Gemeinde . . . Fürchten Sie nichts, ich werde alles thun, was in meiner Macht liegt, um die Nachforschungen irrezuleiten. Sie werden mir dazu helfen! Ihnen und den Ihrigen verdanke ich alles, was ich bin. Ihr Vater, der Herzog von Civrac, hat mich in Paris ausbilden lassen . . . Ich bin Republikaner . . . das ist wahr; aber das hindert mich keineswegs, dankbar zu sein . . .“

Der Krug floß längst über . . .

Der Dragoner richtete sich auf, und mit einer Verbeugung achtungsvollen Einverständnisses gegen die Marquise flüsterte er ihr zu: „Mut!“ und „Geh voran, Nicolette!“ rief er laut mit schärferer Stimme: „He! He!“

Sie folgte ihm, fassungslös. Sie traute dieser Großmut nicht. Sie fürchtete einen verräterischen Hinterhalt.

In der Stube hatten sich die Männer an den Tisch gesetzt und rauchten. Mathurine hatte drei Lampen gebracht, die aus Kugeln voll gelben Oels mit einem groben Fuß aus Fayence bestanden.

„Manu! Dieses Mädel trägt seine Legitimationskarte auf dem Antlitz. Ein wahrer Mostapfel . . . zum Anbeißen!“ scherzte einer.

Er schlang seinen Arm um Mathurine's Hüfte, und sie lächelte gutgelaunt. Sie wußte, daß man in der Gewalt der „Blauen“ war. Als der Anführer mit Nicolette wieder eintrat, blinzelten sie ihm zu und nahmen ihn abseits: „Was meinst? Ist sie es wohl?“

„Gott bewahre!“ sprach Le Güdic heftig mit höhnischer Verachtung. „Unjere ‚Ci-devant‘ sah doch ver-teufelt hübscher aus als diese Dirne . . . sie ist dumm wie ein Klotz . . .“

„He, du bist bezahlt, um es zu wissen! Nicht wahr, da du bei ihr im Dienst gestanden . . .“

„Das will ich meinen . . . Allons, Nicolette, gib uns zu trinken! Hurtig!“

„Dieser Hund von einem Flüchtling hat uns wieder auf eine falsche Spur gefagt,“ brummte einer der Dragoner; dann schielte er zu der alten „Chouanne“. „Da ist eine, die uns nicht entgehen wird! Es sind zu viele Weiberröcke in dieser Spelunke. Heda, Bachot! Sag mal, was ist das für eine? Bist du sicher, daß es nicht die Witwe eines Generals der Briganten ist?“ Und er stieß ihn mit dem Ellbogen an, um ihn zu vertraulichen Mitteilungen zu ermuntern.

Der Bauer nahm einen währschaffen Schluck aus seinem Krug, schloß die Augen eine Minute lang; dann zuckte er die Achseln und mit einer Miene schalkhaften Scherzes: „Spaßvogel!“ sagte er, „Ihr wollt mich foppen! Die da, das ist meine Verlobte, die zukünftige Frau Bachot, und ihr seid alle zum Hochzeitschmaus geladen. Topp, schlägt ein!“

„Donnerwetter, seht mir diesen Hauptkerl an! Dieser Bachot! Unsere Glückwünsche! Palssembleu, das verspricht für die junge Republik! Woher stammt denn deine Citoyenne?“

„Es ist die Nicolette . . . die Tochter des Forestier, aus der Gemeinde Besné. Poß Element,“ schimpfte er plötzlich, „man läßt das Feuer ausgehen! He, sofort! Schmeißt Dorf in den Kamin . . . es friert einen in dieser Baracke, bei diesen verfluchten Graupelschauern!“

Bia hatte eine Hanfspindel erfaßt, und ihre weißen ungeschickten Hände waren von solch aristokratischer Feinheit und so winzig, daß sie allein eine Anklage bildeten.

Der Bauer befahl ihr die schmutzige Arbeit. „Schöpf ganz unten in der Truhe, da sind die großen Scheite!“

Ganz unten lag viel Kohlenstaub, der ihre Hände schwärzte.

„So, so! . . . Und wird die Hochzeit bald stattfinden?“

„In einer Dekade . . .“ sagte der Bauer. „Nicht wahr, Nicolette?“

„Jemum! . . . Wie der Meister will . . . Ma fine, wir haben es nicht so eilig!“ Sie fügte sich der List des Bauern, um ihn nicht ins Unglück zu stürzen.

Wer einer Brigantin Asyl gewährte, war dem Tod verfallen, und sein Hof wurde eingäschert.

Die Dragoner umringten den Tisch und zechten drauf los. Der Bauer schenkte ihnen unermüdblich ein, mit breitem Lachen und ausgelassenen Reden. Er heuchelte unmäßigen Durst, hob beständig seinen Schoppen, hielt ihn lange an den Lippen, derweil er mit blinzeln- den Augen die wachsende Trunkenheit seiner Gäste beobachtete.

Er schlug sie zutraulich auf den Bauch, lenkte sie auf ihr Lieblingssthem: die Mezeleien von Nantes, die Mission des Prokonsuls des Volkes, Carrier, des Nero der Sansculotten. „Der Tausend, Bachot, da geht

etwas zu — in Nantes, wir waren vorgestern dort. Faut voir ça, Cristi! Es gibt ganze Haufen von Leichen, das nennt man: die Berge der Republik! Und an allen Straßenecken sind große Kübel voll Blut, wo die Hunde lappen . . .“

Der andere wollte ihn übertrumpfen und schlug mit der Faust auf den Tisch: „Carrier behauptet, daß das republikanische Rasiermesser allen den Bart scheren werde. Wir wollen keine Reichen, keine Gemäßigten, keine geistvollen Menschen mehr, mit ihren Köpfen wird die Nation Regel schieben. Hahaha, die köstliche Idee . . . Regelschieben mit Köpfen! Quel type ce Carrier!“ Lubin le Gûdic nahm an der Unterhaltung teil. Er trank aber wenig, von einer finstern Besorgnis erfaßt.

Im Dunkel sah er die Augen seiner Mutter mit flammendem Haß auf ihn gerichtet. Er fürchtete, daß die alte Fanatikerin seinen Rettungsplan durchkreuze, um ihre Rache an ihm zu sättigen. Er „wollte“ sie nicht sehen.

Wenn diese Männer wüßten, daß sie die große Berte aus dem Wald von Paimpont war!

Der Dragoner plauderte weiter, um den Bauern zu imponieren. „Es gibt jetzt viele republikanische Ehen in Nantes. Die Priester mit den Jungfrauen . . . alles muß dran glauben . . . Sie werden zusammengebunden, in die Galiote gestoßen, und: Glückliche Hochzeitsreise! Mitten auf der Loire wird die Klappe geöffnet, und das Versenkungsschiff verschwindet in den Fluten. Wer an der Oberfläche erscheint, wird mit Kolben untergetaucht, die Hände, die sich anklammern wollen, werden abgehackt!“

Der andere lachte mit schwerer Zunge: „Man sagt, ihr Fett sei weit besser als Schweineschmalz und sehr ausgiebig.“

„Wie, welches Fett meint Ihr?“ frug Bachot verblüfft.

„Nun, das Fett der Briganten, man läßt ihre Leichen auf einem Scheiterhaufen schmelzen. Ich habe mit eigenen Augen eine solche Fetttonne gesehen.“

„Ah bah!“ machte Bachot und riß große Augen auf und sah so dummpfiffig als möglich drein.

„Ja, und die Frauen werden an den Meistbietenden versteigert . . .“

Nicolette fühlte sich einer Ohnmacht nahe, der Ekel erwürgte sie. Sie zog sich unter das Schutzbach des Kamins zurück. Es waren ihre Brüder, ihre Verwandten, die man in solch grauenerregender Weise mordete und schändete.

Und das war ihr Los, wenn ihr Asyl verraten wurde. Nun war sie der Willkür eines Knechtes preisgegeben.

Furchtsam blickte sie nach ihm hin.

Er sah ehrlich aus, und seine hohe Stirn verriet einen kräftigen Geist.

Die alte Godeberte, unbeweglich, in einer Ecke der Stube zusammengekauert, ließ den Blick nicht von ihrem Sohn Lübin.

Ihre Augen nahmen eine wilde, mörderische Starrheit an. Sie haßte den Satansknecht und hatte ihn schon hundertmal in Gedanken einem gewaltthätigen Tod geweiht. Er war ein gottloser, verfluchter Ungläubiger. Sie wartete darauf, daß er toll und voll niederfinke wie die andern Dragoner, die, den Kopf auf dem Tisch, zu schnarchen anfangen.

Denn der Bauer ließ volle Branntweinbecher kreisen zu Ehren seiner baldigen Hochzeit.

Dann wollte sie ihn niederstechen, kaltblütig, wie ein räudiges Tier, und sich wollüstig an seinem Tod laben . . .

Als der junge Anführer seine Soldaten bewußtlos liegen sah, näherte er sich behutsam der alten Chouannin.

Sie sprang ihm ins Gesicht: „Schlechter Bub!“ — spie sie ihn an mit zischendem Atem.

„Still . . . Mutter . . . verhaltet Euch ruhig!“ befahl er streng.

„Ha, Verdammter, du verderbenbringender Höllenbrand . . . kommst du, um mich auszuliefern . . . Zuerst Gott . . . dann den König . . . jetzt den Leib, der dich geboren! Möge deine Zunge im Mund verfaulen, mögen Skorpionen sich an deine Fersen heften und die Wölfe der Heide an deinem kalten Nas sich sattfressen . . .“

„So schweigt doch still, Mutter!“ sagte er mit Autorität und legte ihr die Hand gebieterisch auf den Mund. „Ein Wort mehr, und Ihr seid verloren, und Simplicius mit Euch!“

Bei diesem Namen sprang sie auf wie ein Wild. „Ha, nicht diesen da, rühre ihn nicht an, Verdammter, er ist ein unschuldiger Blödsinniger, und Gott spricht aus ihm!“

„Dann, fliehe . . . Mutter . . . und hurtig!“ sagte er leise und stieß sie zur Thüre. Sie widerstand ihm. Da zog er eine Schrift aus der Tasche und zeigte sie ihr.

„Seht, es ist von Carrier unterschrieben . . . ein Verhaftbefehl für die große Berte, die Chouannin . . . die du bist . . .“

Sie riß ihm das Papier aus den Händen.

„He, kann ich denn lesen? Haben überhaupt die Unterschriften solcher gottlosen Menschen Gewalt über mich . . . Du wirst mich nicht zwingen können, mit deinem Satan zu paktieren, mein christlicher Name soll nicht in das Register der Hölle eingetragen werden!“

Sie riß das Blatt kreuzweise entzwei.

Er unterdrückte einen wütenden Fluch und faßte sie beim Handgelenk, dann zog er sie bis zu Thürschwelle.

„Geh, geh! . . . Sofort! . . . Wir sind quitt! . . . Du hast mir das Leben gegeben . . . und ich habe es für dich verwirkt . . .“

Sie hörte nicht auf ihn, sie entrang sich seiner Faust, mit einem Satz war sie beim Herd, schüttelte Simplicius und zog den Schlastrunkenen hinaus.

„Schlechter Bub! Verfluchter . . .“ zischte sie und spie Lübin ins Gesicht.

Dann enteilte sie . . .

Er sah sie in der stürmischen Nacht verschwinden.

Er hatte sie gewaltthätig mit roher Faust gerettet! Man kann mit den Tieren, die in den brennenden Stall zurückspringen wollen und die Hand beißen, die sie befreit, nicht vernünftig handeln. Die beiden durch den Lärm geweckten Dragoner erhoben ihr Haupt, stumpfsinnig vor Alkohol.

„Was bedeutet dieses Gepolter und Getöse? . . .“ Er schwatzte ungereimtes Zeug. — „Schlagt den Briganten das Ohr ab! Ich werde es mir wie eine Kokarde auf den Hut pflanzen. Fein, he?“

Der andere hatte sich mühsam aufgerichtet, mit strammem Leib. Er zog seinen Säbel blank und setzte sich in Positur. „Wo? He, was gibt es? Sie sollen mir nur kommen . . . ich werde sie, mir nichts dir nichts, aufspießen . . . Huap!“

Er wollte sich auf den Degen stützen, und die Klinge bog sich.

„He, Gädic . . . was gibt es?“

„Du bist betrunken, Gaudin . . .“ erklärte der Anführer trocken. „Es waren nur die Tiere, die selbst ein zogen. Die Nacht ist hin . . . Brecht auf!“

Der Dragoner, hin und her schwankend, steckte mit Mühe und Not seinen Säbel wieder in die Scheide.

Dann schüttelten die beiden Gefellen Bachot die Hand.

„Wir schlagen nicht ab . . . In einer Dekade . . . Zum Hochzeitschmaus! Glücklicher Kerl . . . va!“

Sie waren ganz gerührt.

»Adieu, bonsoir la compagnie!« sagte Bachot.

»Et sans rancune, hein! On ne fait que son devoir, pardieu!« rief noch Gaudin. Dann gingen sie hinaus mit strammem Rücken.

Lübin le Gädic wandte sich zu Pia und grüßte.

Sie ließ die Augen nicht von ihm und fürchtete noch Verrat in letzter Stunde.

Er schritt auf sie zu.

„Willst du mir nicht deine Hand geben, Nicolette?“

Gedemütigt reichte sie ihm die Finger hin. Ihr Stolz bäumte sich vor der Keckheit dieses Knechtes; aber ganz tief innen fühlte sie, daß sie nur eine arme Brigantin war und daß dieser Mann, dieser Volksvertreter, ihr eine bis dahin unbekannte Größe enthüllte, eine Größe, die mit dem Rang und mit der Geburt nichts

zu thun hatte. Sie verstand es erst viel später . . . aber ihre Augen sagten: „Ich danke dir!“

Als die Thüre sich hinter ihnen geschlossen, eilte Pia auf den Bauer zu und sagte in einer Wallung begeisterter Dankbarkeit: „Bachot, Ihr habt diesen Mann gesehen, den Sohn der Kuhhirtin Godeberte . . . Er war mein Sakai . . . er hat wie ein Edelmann gehandelt!“

Sechzehntes Kapitel. Nicolette Vachot.

Nach der fürchterlichen Nacht, die die Bewohner der Bournalière in tödliche Qual versetzte, fühlten alle, daß ein Entschluß gefaßt werden müsse, um andern Hausfuchungen vorzubeugen, die wohl nicht so glimpflich für sie ausgehen würden. Nicht in jeder Patrouille der ‚Blauen‘ stand ein Lübin le Gûdic. Seine That war für sie wie ein Fingerzeig Gottes. Pia wollte fortziehen, um den braven Bachot und seine Familie nicht einem schmachlichen Tod auszusetzen.

Er willigte nicht ein: wo sollte sie auch hingehen?

In allen Gemeinden der Basse-Bretagne hatten die ‚Blauen‘ eine Garnison, und jenseits der Vilaine, in Douges und in Montoire, war man entschieden republikanisch gestimmt.

Pia flüchtete wieder in ihren Baum; aber diejenige Lage, die ihr jede Bewegung verwehrte, wurde ihr zur Folter.

Sie versiel in einen solchen Schwächezustand, daß sie stehend schlief.

Die Regenzeit des Ventôse wütete draußen, und eines Tages, als der Bauer ihr heimlich Nahrung zutrug, brachte er die Unglückliche auf seinen Armen leblos nach Hause.

Die nassen Kleider klebten an ihrem Leibe, und sie atmete kaum.

Er trug sie wie ein Kind. Sie war zart und gebrechlich geworden wie eine gemähte Mehre.

Er hielt sie für tot, und ein unendliches Mitleid überkam ihn.

Warum hatte er nicht früher gehandelt, wie er es für gut fand, er hätte sie gegen ihren eigenen Willen retten sollen.

Er legte sie auf das große bretonische Bett nieder, und unter Mathurinens Pflege öffnete die Unglückliche wieder die Augen.

Sie blickte wild um sich her und glaubte, das Kind sei frühzeitig zur Welt gekommen.

„Ist es tot?“ schrie sie.

Der Bauer griff linksich nach ihrer Hand: „Seid ohne Sorge, es ist ihm kein Leid geschehen; aber es kann so nicht weiter gehen. Sie töten sich und das Kleine. Sie dürfen nicht mehr in Ihren Baum. Bei diesem

Hundewetter kriecht selbst der Wolf in seine Höhle. Sie werden künftig hier bleiben, und man wird Sie pflegen.“

„Wenn sie mich aber entdecken? – Sie zünden Ihnen den Hof an, Bachot!“

„Es gäbe wohl ein Mittel, allen Ereignissen vorzubeugen, Frau Pia . . . Seht, selbst der Procurator der Gemeinde, der Ihnen wohl will, sagte, das wäre die letzte Rettung. Heiratet mich! . . . Nun, da wäre es heraus.“

Sie fuhr aus ihren Kissen leicht empor, als zucke ihr ersterbender Stolz zum letzten Male.

Dieser Gedanke wäre ihr nie gekommen, trotzdem solche Scheinheiraten in jener Zeit nichts Seltenes waren.

Es war doch etwas Widernatürliches: die Marquise von Hauteroche und ein Cyprien Vachot!

Ja, hätte sie die Kraft besessen, sie hätte laut aufgelaht, als ob man den schönen Stolz ihres adeligen Namens mit rohen Händen zerreiße.

„Nun, nun, Frau Pia, Ihr braucht Euch wahrlich nicht darum aufzuregen, Ihr wißt doch, daß es sich um eine Formalität handelt, eine Art Verhütungsmaßregel . . . Ich bin kein Bauernlummel, immerhin! Ich habe sozusagen schon einen Hirten ins Land Mathurinens geschickt, um den Tauffchein ihrer Schwester zu holen, die vor einem Jahr heiratete. Sie hatte Ihr Alter und Ihre Größe . . . war blond und schwächlich wie Sie. Der Municipalbeamte, der mir befreundet ist, hat mir versprochen, das Blatt aus dem Register zu reißen, sobald wir nur wollen.“

Mathurine war auf einen Stuhl gesunken, als sie diese Worte vernahm, und weinte bitterlich in ihre Schürze.

„Denkt nur an das Kind, Frau Pia!“

„Thut, was Ihr wollt, mein guter Bachot . . .“ sagte die erschöpfte Frau. „Ich bin nichts mehr als eine unselige Verbannte, nichts auf der ganzen Welt geht mich noch etwas an . . . ich kann schließlich sterben; aber das Kind soll leben . . . das Kind!“

Wahrlich, es wäre leichter gewesen, zu sterben, als das Dasein, das sie seit Monaten führte, weiterzuleben.

Aber eine abergläubische Kraft hatte sie aufrecht erhalten seit jener traurigen und benedicten Weihnacht, wo neben der Totenkrippe ein neues Leben unter ihrer Brust erwachte.

Diese Mutterschaft erhob sie über die höchste Not. Nichts konnte sie vom Gedanken abbringen, daß Didier wiederkehren und daß die Vendée mit ihm auferstehen würde! — — — — —

. . . Und es geschah aus Liebe für den künftigen kleinen Marquis von Hauteroche, daß sie Frau Cyprien Vachot wurde.



Winterlandschaft (Auf der Forch bei Zürich).

Aquarellstudie von Th. Wittmack, Zürich.

Eines Abends, als der Bauer den „Blauen“ im Wirtshaus die Zeche bezahlt hatte, brachte er die Nachricht nach Hause, daß Lubin le Gûdic heute erschossen worden.

Ein Volksvertreter hatte ihn beschuldigt, ein Verhaftmandat gegen eine alte Chouannin zerstört und die Flucht einer „Cidevant“ begünstigt zu haben. Beide waren wie Dunst verfliegen. Er hatte hartnäckig jede Angabe über ihre Zuflucht verweigert. Er wurde auf dem Dorfplatz militärisch hingerichtet.

Pia erschauerte, und stumme Thränen rannen über ihre Wangen . . . Sie vergaß niemals den adligen Tod ihres republikanischen Knechtes . . .

Tief im Walde von Paimpont, in einer Höhle unter der Erde, bei den „Chouans“ verkrochen, lebte mittlerweile die alte Godeberte weiter. Sie hatte ihren Haß gegen den gotteslästerlichen Sohn, der sie in einer Sturmnacht aus der Bournalière gejagt hatte, nicht abgelegt.

Bermüthungen und Flüche klangen aus ihrem zahnlosen Munde, sie fuhr fort, ihn bei Sankt Gideon und Sankt Gubula einem kläglichen Tod zu weihen. Sie hütete mit blinder Liebe den blödsinnigen Sohn, der neben ihr vegetierte . . . und wenn sie des andern, des reinen Jüngers der Menschlichkeitslehre gedachte, so pfliff der Atem giftig durch ihre Lippen: „Schlechter Sohn! Brandfackel der Hölle!“

Sie glich der Vendée selber, die in ihrer Finsternis die Unwissenheit liebend hegte und das Licht verfluchte, das ihr Heil und Freiheit kündete!

Die „Blauen“ erschienen noch einmal in der Bournalière nach Le Gûdic's Hinrichtung; aber Bachot wies ihnen die Papiere Nicolettes sowie den Heiratschein, die sich in vollständiger Ordnung befanden.

Seit diesem Tage ließ man Pia unbehelligt.

Sie kannte wieder das süße Gefühl, auf einer Matratze von getrocknetem Seetang unter einer groben Decke von geköppter Sarsche zu schlafen, ohne Angst vor nächtlicher Flucht und feindlichen Ueberfällen.

Seit sie an ihrem Finger den Silberring der bretonischen Frauen trug und mit einem Bretonen rechtmäßig getraut war, schien es ihr manchmal, als sei sie wirklich nichts anderes als Nicolette Bachot, der niemand mehr etwas zuleid that, weil sie demütiger als das Gras geworden und in der Hütte des Cyprien allabendlich die Kohlsuppe bereitete.

Er hatte sein Verhalten ihr gegenüber keineswegs geändert. Sein Antlitz hatte einen still verkündeten Ausdruck angenommen. Er schien beständig über die ihm widerfahrene Ehre zu schmunzeln und lachte vor sich hin.

Niemals wagte er die leiseste Annäherung oder eine

familiäre Ansprache. Dieser Gedanke wäre ihm ebenso wenig gekommen, als etwa der, den Mondstrahl zu lieben, der sich zufällig auf die Pfütze der Bournalière verirrt. Er hatte diese Frau mit seinem Namen nur decken wollen.

Er war ihr Gatte laut dem Gesetz der Menschen; aber sie würde niemals sein Weib werden. Außerdem war ihre Verbindung von keinem Priester gesegnet, und damit eben diese republikanische, von Gott nicht bestätigte Ehe von vornherein ungültig für diese zwei Katholiken.

Er nannte sie Nicolette und behandelte sie wie eine ältere Tochter, die von der Weißen Dame der bretonischen Menhirs mit einer unsichtbaren goldenen Krone beschenkt worden.

Mathurine allein hatte ihre Fröhlichkeit verloren.

Sie sang nicht mehr die Lieder aus Honfleur, beim Ringelreihentanz mit Colinette und Robin. Ihre Wangen waren nicht blässer geworden; aber ihre Augen wurden rot. Sie seufzte oft kläglich, liebte das Vieh im Stall und erzählte den Tieren ihre Liebespein . . . zufrieden, wenn sie ihr mit einem barmherzigen Brüllen antworteten . . .

In den hellen Nächten floh sie nach dem nahen Wald und beugte sich lange tief und angelegentlich über den Randstein des Liebesbrunnens, den die Feen heimsuchten . . . und schaute, ob sich das Bild des Zukünftigen wirklich nicht im Wasser spiegle . . . Und sie sang mystische Beschwörungsformeln . . . aber stets fiel ein welkes Blatt von der Weide, kräuselte die Oberfläche des Brunnens, und das zitternde Wasser verschluckte die Visionen — — — — —

In einer Nacht des Germinal brachte Pia einen Knaben zur Welt. Als sie am folgenden Tag die Schwarzdornhecke vor dem Hofe blühen sah, da war es ihr zum ersten Male, als könne das Wunder des Frühlings, das Wunder eines neuen Lebens auch für sie noch einmal zur Wahrheit werden . . .

Siebzehntes Kapitel. *Dona nobis pacem!*

Monate vergingen . . .

Pia teilte das Leben der Bauern, und der Friede der Aecker wirkte wohlthuenend auf ihren Körper und ihre Seele. Sie stieg langsam aus dem Abgrund der Not wieder empor, und das Händchen ihres Kindes führte sie ganz leise einem hoffnungsvollen Lande zu . . .

Sie arbeitete auf dem Felde und nahm den Kleinen mit sich in einem Weidenkorb, den sie mit Mathurinen's Hilfe geflochten. Sie war fleißig und arbeitsam geworden, und ihre Gesundheit erstarkte inmitten der gesunden Arbeit.

Die Verheißungen des Floréal schwebten in den Lüften . . . sie besaß ihr Kind . . . die Welt war nicht mehr leer.

Sie half die Acker besäen, den Garten bebauen, führte die Herden, sammelte das Heu. Sie setzte ihren Stolz darein, ihre Pflichten als Haushälterin wacker zu erfüllen. Sie knetete das Brot, buk die Weizenfladen und butterte. Sie war, was die Thätigkeit betrifft, eine echte kleine Frau Bachot.

Abends wiegte sie Didier ein und sang ihm Malborough's Lied, das ihre Königin einstmals so gerne dem Dauphin vorgesungen:

„Malborough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine . . .
Malborough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra!“

Dann ließ der Bauer seine kurze Pfeife mit dem republikanischen Kopf ausgehen . . .

Hie und da erfuhren sie, was in Frankreich voring. Manchmal verirrte sich eine Zeitung zu ihnen, oder es war ein Flüchtling, der unter irgend einer Verkleidung in den Hof kam, oder ein Hausierer mit humanitären Schriften.

So vernahmen sie, daß die Bender von Charette im Bas-Poitou einen glorreichen Winterfeldzug bestanden und die zwölf republikanischen Kolonnen zu einem schmachvollen Rückzug gezwungen hatten.

Bia erfuhr, daß der tapfere Henri, dieser La Rochejacquelein, der den heroischen Zeiten des Rittertums anzugehören schien, in den Wäldern von Trementine durch die Hand eines obskuren Soldaten gefallen war.

Man sagte, Lazare Hoche sei erschienen, und von seiner gemäßigten Gesinnung und seinem Rechlichkeitsinn sei der Friede zu erhoffen.

Anderer erzählten in der Bournalière, daß die Emigranten in der Fremde im Schweiß ihres Angesichtes arbeiten mußten, daß eine Marquise von Lorey Wirtin sei, ein Jean de Nez Totengräber, ein St. Mégrin Fiakerkutscher, der letzte der Marquis von St. Malo Bademeister und eine Babou de la Bourdaisière Wäscherin. Dann tröstete sich Bia, ihren Namen entadelt zu haben, um dem Ostrakismus der Zeiten zu entgehen, und sie war stolz darauf, in Frankreich zu sein und bretonische Erde zu pflügen, statt das bittere Brot der Verbannung in fremden Ländern essen zu müssen.

Im Monat Messidor, als sie die Aehrengarben banden, da erwachte das bebende Frankreich aus seinem Bluttraum: die Schreckenszeit hatte ihr Schwert über Robespierres Nacken entzweigebrochen.

Als der Frühling zum zweiten Mal die Dornenhecke der Bournalière zu blühen zwang, wurde der Frieden von La Faunaye unterzeichnet, und man sprach von allgemeiner Amnestie.

Ein Sturm von Brüderlichkeit blies durch das Land,

man küßte die Briganten in Nantes, man nannte sie verirrte Brüder und Schwestern.

Die Gefängnisse und die Herzen öffneten sich wieder, und Louise, die unheimliche Witwe, sah ihr Reich zu Ende gehen. Es war ihr letzter Triumph, alle ihre unerbittlichen Zuhälter zu züchtigen: die Carriers, die Westermann und Fouquier-Tinville.

An diesem Tage fühlte sie, daß sie ein Werk der Gerechtigkeit vollbrachte! Sie war endlich zum rächenden Werkzeug in Gottes Hand geworden, nachdem sie so lang die unterwürfige Dienerin der Menschen gewesen!

Mathurine, die sich um die Revolution nicht mehr als um eine süße Weichsel scherte, war wieder fröhlich wie ein Distelfink seit dem Sommerabend, wo sie, über den Liebesbrunnen gebeugt, von ihrem Meister überrascht wurde und sekundenlang im spiegelhellen Wasser das härtige Antlitz und die gütigen Augen Cyprien Bachots erblickte.

Er hatte nicht übel über sie gespottet, als sie ihm gestand, daß sie das Orakel befrage.

Aber ihr Glaube war unerschütterlich.

Sie hatte „gesehen“, mit ihren eigenen Augen das Bild desjenigen „gesehen“, den sie liebte und der sie nun lieben „mußte“, und die gute Heilige würde dieses Wunder schon bewirken . . .

. . . Da geschah es, daß an einem Abend des Frimaire siebzehnhundertfünfundneunzig ein Bote einen Brief an Nicolette Bachot überbrachte, der eigentlich an Bia von Hauteroche adressiert war.

Er lautete:

„Frau Marquise!

Die Amnestie ist proklamiert. Ueberall werden die Aufständischen mit Auszeichnung behandelt. Ich habe alle Schritte gethan, damit Sie ohne Verzug amnestiert werden.

Ich habe mich weiter geschlagen mit Charettes Truppen seit der verhängnisvollen Stunde, die mich in Ancenis mit Henri de la Rochejacquelein vom Heere trennte.

Ihr Gemahl, Frau Marquise, hat mir in seiner Todesstunde empfohlen, über Sie zu wachen. Das Schicksal gestattete mir bisanhin nicht, seinen Wunsch zu erfüllen; aber heute biete ich Ihnen mein Leben an. Wollen Sie frei darüber verfügen, und erweisen Sie mir die Ehre und die Gnade, meinen Namen anzunehmen.

Ich habe nie aufgehört, Sie zu verehren, und ich bringe Ihnen ein Herz entgegen, das nur zwei Frauen einen Kultus geweiht: die eine, eine schlichte Bäuerin, Jeanne Avril, starb heldenmütig an meiner Statt auf dem Schafott in Niort.

Ich flehe die andere an, für mich leben zu wollen.

Herzzerreißende Erinnerungen haben zwischen uns ein unvergängliches Band geflochten.

Lassen Sie mich Ihnen helfen, Ihren Sohn Didier, den Sohn meines Freundes, in unsern Traditionen großzuziehen.

Ich bin mit Hochachtung, Frau Marquise, Ihr demütiger und gehorsamer Diener
(unterzeichnet:) Ritter Jean, Marquis von Gouléne."

Als Pia bebend gelesen, war es ihr, als höre sie die Glocken der Vendée ein „Resurrexit!“ anstimmen.

Das Glück jubelte zum ersten Mal wieder in ihr . . .

Kein Mann hatte in ihrem Herzen Michael ersetzt, dessen Tod sein Wappenschild mit Glorie überstrahlte; aber wenn der heiße Wunsch nach einem Beschützer in dunkeln Stunden in ihr schrie, da stieg die Erinnerung an Ritter Jean siegreich empor: sie sah ihn immer, wie er ihr am Abend des Sieges von Fontenay erschienen war: den totgeglaubten Didier in den Armen tragend!

Er lebte in ihr fort in der Gestalt des Retters.

Da plötzlich erblickte sie ihre von der groben Arbeit rauh gewordenen Hände, ihr bretonisches sadenscheiniges Kleidchen und vor allem den silbernen Ring, der ihren Finger umspannte.

Diesjenige, die Ritter Jean als Ehegemahl begehrte, war die verwitwete Marquise von Hauteroche. War die nicht längst gestorben?

Arme kleine Nicolette Bachot!

Sie ließ ihr Haupt auf die Brottruhe sinken, wo sie eben die „Godnivele“ für das Vesperbrot bereitete, und weinte . . .

Der Bauer erblickte sie: „Nicolette, Nicolette, was gibt es denn?“

Sie reichte ihm schweigend den Brief hin und erstickte ihr Schluchzen in ihrer mehlbestäubten Schürze . . .

Er las die Epistel durch, kraute sich bedächtig den Kopf: „He, he! Ei, ei!“ . . . Das ist aber . . . Pöhztaufend! . . . Verfluchte Geschichte!“ und ging mit dröhnenden Schritten aus der Stube.

Als die Thüre hinter ihm zuschlug, glaubte Pia, die Zukunft schließe sich vor ihren Augen. Sie würde wohl hier sterben zwischen diesen Mauern, wie der kleine König im Tempel gestorben war . . .

Sie würde fortan immer nur Frau Bachot sein, wie er nur der kleine Capet gewesen!

Aber ihr Sohn, ihr Sohn! Sollte er das Haus seiner Väter niemals wiedersehen?

Eine Stunde später trat der Bauer wieder ein und drückte Pia eine Papierrolle in die Hand.

„Da, Nicolette!“ sagte er lakonisch.

Es war die dem Gemeinderegister entnommene amtliche Urkunde ihrer Heirat.

Sie bedeutete die Freiheit . . . die offene Zukunft.

„O Gott!“ sagte sie jubelnd mit einer Regung unwillkürlicher Freude . . .

Dann schämte sie sich dieses Gefühls der Befreiung . . . Nein, sie würde nicht kleiner handeln wie er! Wahrlich, dieser Bauer sollte der Marquise nicht eine Lektion schlichter Größe und Entfagung erteilen!

„Was soll das bedeuten?“ sagte sie und blickte ihm geradeaus in die Augen. „Diese Papiere gehören nur Ihnen!“

„Ich trete sie Ihnen ab, Frau Marquise, das ist alles!“ sagte er einfach.

„Ich kann damit nichts anfangen, mein guter Cyprien,“ erwiderte sie sanft. „Ich bleibe doch Nicolette Bachot!“

Ein solcher Glanz heiliger Freude überstrahlte das verwetterte Antlitz des Bretonen, daß sie glaubte, er nehme an, und die Last des Opfers, das sie sich aufzuerlegen schuldig glaubte, drückte ihr schier das Herz ab.

Aber der Mann hatte die Papiere ergriffen und ohne Zaudern zerriß er sie kreuz und quer und warf sie, wie er im Feld den Samen streute . . . in den hohen Kamin, wo ein Reisfeuer lustig prasselte . . .

Eine rote Flamme, eine Rauchwolke und ein bißchen graue Asche . . . das war die ganze Beerdigung der Nicolette Bachot!

„Habe ich Ihnen denn seinerzeit nicht gesagt, daß es nur eine leere Formalität sei! Sie sind frei, Frau Marquise, und ich bin sehr glücklich.“

Die Dankbarkeit stimmt demütig: sie ergriff die schwieligen erdfarbenen Hände, die ihr oftmals das Leben gerettet und ihr heute das höchste Gut des Lebens, die Freiheit, zurückgaben . . . Und sie nezte sie mit ihren Thränen . . .

Als Mathurine erfuhr, was vorgefallen, klatschte sie jubelnd in die Hände und tanzte durch die Stube, Colinette und Robin in tollem Wirbel mit sich ziehend . . .

„Ist es auch wirklich wahr . . . Vanderirette! . . . Ist es auch wirklich wahr? Vanderira! Sie sind nicht mehr Frau Bachot? Ich werde meiner Heiligen eine dicke geweihte Kerze bringen . . .“

„Du gute Mathurine, bist du denn so erfreut darüber, daß der Krieg beendet ist?“ frug Pia, erstaunt über ihren Freudeausbruch.

„O, que nenni! Nur lieben thu' ich ihn!“

„Wen denn? Frankreich? Oder den König?“

„O, que nenni! . . . Den Meister!“

. . . Als die Apfelbäume wieder in Blüte standen, stieg eines Morgens Pia von Hauteroche zu Pferd, nahm Didier auf den Arm und begab sich nach Nantes.

Cyprien Bachot gab ihr das Geleite bis zu den Thoren der Stadt.

Wie sie Abschied nahm, erbat sie sich das kleine Ringlein der bretonischen Verlobten als Andenken behalten zu dürfen.

Sie wollte ihm das Versprechen abnehmen, daß er nach dem Bocage ziehe, um Pächter auf ihren Gütern zu werden; aber er sagte ihr: „Na, Frau Marquise, für die Bretonen wie für die Bendeer ist ein Ueber-schreiten der Loire nicht vom Guten . . .“

„Lebwohl, meine kleine Nicolette!“

„Adieu, mein guter Cyprien . . . Ihr sollt noch von mir hören . . .“

Als er das Weib verschwinden sah, dessen Gegen-wart sein Heim geadelt hatte, suchte er eine dicke Rauch-wolke aus seiner erloschenen Pfeife zu ziehen, schlug Feuer . . . einmal . . . zweimal . . . vergeblich! . . . Es gelang ihm nicht den Funken zum Sprühen zu bringen . . .

Dann schlug er wieder den Weg nach seinen Fel-dern ein . . .

Er hatte keinen Krieg mitgemacht, er war ein fried-licher Mensch; aber es überkam ihn plötzlich das Ge-fühl, so müsse es wohl sein, wenn man heimwärts ziehe als Sieger, mit einer Wunde in der Brust . . .

Achtzehntes Kapitel. Nach zwanzig Jahren.

Jahre sind vergangen.

Pia ist längst Marquise von Goulène geworden.

Alle ihre Güter wurden ihr und ihrem Gemahl zurückerstattet.

Das Gras der Vendée ist wieder gewachsen über dem von Pferden zertretenen, von Kugeln gepflügten Boden. Die Ernten sprießen aus der mit reinem Blut gedüngten Erde.

Eine neue Generation wächst um sie her.

Sie leben in halber Zurückgezogenheit der Erziehung ihrer Kinder. Denn diese werden zu Männern, und mit ihnen wird die Nation wieder groß.

Denn hoch über allen Stürmen ist der Friedensbogen einer unendlichen Hoffnung emporgestiegen.

Der Hoffnung auf eine Erde, wo die Vergangenheit vergessen wird und wo keine Zammerrufe ertönen, wo die Mütter ihre Kinder nicht mehr zu gewaltthätigem Tod gebären, auf eine Erde, wo die Schwerter nur als Pflugscharen geschmiedet, wo die Saat der Gerechtig-keit ausgestreut und von den künftigen Menschen die Güte geerntet würde!

Visionen einer veredelten Menschheit steigen vor ihren Augen auf, einer Menschheit, die den Krieg und seine Missethaten nicht mehr anerkennt, und wo der Ruhm der Eroberer höhern Gesetzen weichen muß und die Erkenntnis Gottes die Erde ausfüllt, wie die Wasser den Grund des Ozeans . . .

Während der napoleonischen Zeit ließ sich der Mar-quis Jean de Goulène nicht erweichen, eine Stellung am kaiserlichen Hof anzunehmen.

Er erwartete die Rückkehr seines Königs.

Zuweilen, wenn die beiden Gatten Arm in Arm im Schloßpark lustwandeln und wenn die Sonne in einer blutigen Glorie über dem Bocage niedersteigt, da blicken sie sich plötzlich schweigend an, erblassen jäh, und der Schauer der Vergangenheit zieht über ihre gesenkten Häupter . . .

Sie sehen wieder die aufflammenden Städte, die dem Tod zusprengenden Bataillone, die Leichen treibende Loire, den stummen Ozean . . . und die hungernde Bretagne . . .

Die hehren Erinnerungen steigen vor ihnen auf wie unvergängliche Gespenster, gehüllt ins Purpur der sinkenden Sonne: Fontenay . . . die Kirche von Bressuire . . . Marie-Jeanne . . . Saumur . . . ihr Henri mit ge-kreuzten Armen unter dem Kugelhagel von Dol . . . Sie sehen all diejenigen wieder, die dahingegangen mit aufrechter Stirn und durchschossenem Herzen . . . Und ihre Toten feiern Auferstehung . . .

Die weiße Fahne, die Didier's Leichentuch wurde, streift ihr Antlitz wie eine Liebkosung des Jenseits . . .

Ritter Jean spricht oft von Jeanne Avril, seinem Waffenbruder, der da „nur ein Weib war“, und von Nicolette Bachot, die eine Haube und Holzschuhe trug und die „Houichepote“ des Bauern kochte . . .

Cyprien und Mathurine Bachot sind seit vielen Jahren Pächter der Meierei zu Goulène, und alle kleinen Bretonen, die dieser Ehe entstammen, sind rotwangig wie normannische Äpfel . . .

Goffelin bebaut die Felder von Ritter Jean als treuer Knecht seines Herrn.

Tristan von Mondyon, dem es gelang, seine Schwester Angelika dem Gefängnis von Nantes zu entreißen, ver-heiratete sich später mit Pia's Tochter, Nicolette von Goulène.

Alle staunten, als er seine Älteste mit dem so ple-bejischen Namen „Cabelle“ taufte . . .

Als Didier von Hauteroche zwanzigjährig wurde, kehrte der König von Frankreich und Navarra, Ludwig der Achtzehnte, in seine gute Stadt Paris zurück, die ihn wieder anerkannte.

Er hatte einst gesagt: „Meine Krone werde ich den Bendeern zu verdanken haben.“

Das ganze royalistische und katholische Heer, das unter der Erde schlief, erbehte, als das verjüngte, neu auferstandene Volk Frankreichs sein: Vive le Roi! durch das befreite Land jauchzte. Der Tod der Bendeer war nicht vergeblich gewesen!

Der Glaube trieb neue Blüten über ihrer Gräber-

heide, und die Hoffnung zog wieder ein in das Herz
der Nation . . .

Das menschliche Gewissen bahnte sich den edlen
Weg zur Unendlichkeit zurück . . .

Aufrechtstehend auf seinen Hekatomben blickte Frank-
reich zu jenem Himmel empor, den es einst für leer
erklärte, und streckte seine Arme wieder sehnsüchtig aus
nach . . . Gott!

Soldatenweihnacht.

Auf Algeriens düstre Erde
Schwebt mit glänzendem Gefieder
Leis' die heil'ge Nacht hernieder:
fern vom trauten Heimatherde
Hält die Fremdenlegion.

Um die braunen Schmerzgesichter
Zuckt ein bitteres Entfagen.
Ihre weißen Zelte schlagen
Sie im Glanz der Sternlichter
Dort am Strand des Meeres auf.

Abendruhe winkt der Truppe
Nach des Tages heißer Plage.
Mancher seufzt in stummer Klage
Einsam. Eine andre Gruppe
Lacht bei Wein und Würfelspiel.

Uebers Meer wie Heimatglocken
Klingts von fern in süßem Traume.
Hingelehnt an einem Baume,
Bläß die Wange, blond die Locken,
Einsam steht ein Jüngling dort,

Träumt von einem lieben Herzen,
Träumt von einem gift'gen Dorne,
Träumt von seinem wilden Zorne,
Von der Eltern Gram und Schmerzen,
Von dem längstverlorenen Glück.

„Weihnacht, Weihnacht ist beschieden
Meiner Heimat dort, der fernen!
Komm mit deinen goldnen Sternen,
Komm mit deinem süßen Frieden,
Weihnacht, komm und schaff' mir Ruh!“

Horch! — Was rauscht im Abendwinde?
Liederklang? — Beim Mondenscheine
Holt der Jüngling dort im Haine
Eine junge Tamarinde,
Pflanzt sie auf als Lichterbaum.

Ob auch schwach die Kerzen glühen,
Rauhe Männer rufts zusammen:
Wie der reinen Liebe Flammen
fühlen durch die Seele ziehen
Sie der süßen Heimat Hauch.

Aber ach! Im Schein der Kerzen
Brennt es sie mit Martergluten.
Und die alten Wunden bluten,
Und die Klagen und die Schmerzen
Wimmern wie des Meeres Schlund.

„Lösch die Lichter! — Keine Lieder!
Hört, wir mögen's nicht ertragen!
Keine Rettung wird uns tagen,
Und uns führt kein Fähmann wieder
Nach der fernen Heimat hin!“

Von der Wange, braun und hager,
Heiße Mannesthränen rinnen.
Und ein jeder wankt von himmen,
Weint auf seinem harten Lager
Heimlich seine Leiden aus.

Nur der bleiche Jüngling harret.
In des Lebens öder Wildnis
Steht er, wie ein Marmorbildnis.
Und mit trübem Auge starret
Er ins dunkle Meer hinaus.

Morgenrau'n! — Die Kameraden
Hat der Weckruf der Trompete
früh beim Schein der Morgenröste
Zum Appelle schon geladen. —
Sieh', der bleiche Jüngling fehlt!

Häsher zieh'n zum Strande nieder,
Suchen rings in weiter Runde . . .
Und nach langer, banger Stunde
Bringen sie den Flüchtling wieder
Mit dem gramgebroch'nen Blick.

Droben auf dem nahen Hügel
Muß er selbst sein Grab sich graben;
Doch es schwingt des armen Knaben
Seele sich auf heil'gem Flügel
Ueber's Meer der Heimat zu.

„O mein Vater, wenn du's wüßtest!“
Ruft er laut mit bleichem Munde. —
Leises Schluchzen in der Runde. —
„Ruhe sanft, mein Freund! Du büßtest
Deine Schuld mit bitt'rer Qual!“

Friedr. Studer, Kallnach.

